



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Volkswirtschaft

Fleischversorgung. Eine politische Korrespondenz verbreitet in diesen Tagen die Nachricht, die Schweinebestände hätten in den letzten Monaten ganz erheblich zugenommen. Diese Nachricht widerspricht folgenden Berechnungen vollständig, die den Nachweis liefern, daß wir im Herbst dieses bis Frühjahr nächsten Jahres einer schweren Schweinepest entgegengehen. Am 10. Januar 1873 waren im Deutschen Reiche vorhanden:

Rinder*)	Schafe	Schweine
15 776 702	24 999 406	7 124 088,
am 2. Dezember 1907:		
Rinder	Schafe	Schweine
20 630 544	7 703 710	22 146 532

Die Bevölkerung Deutschlands wuchs von rund 41 500 000 Einwohnern im Jahre 1873 auf rund 62 000 000 im Jahre 1907.

Geschlachtet werden im Durchschnitt jährlich etwa $\frac{2}{5}$ der Rinder, $\frac{1}{3}$ der Schafe, $\frac{1}{4}$ der Schweine.

Das Lebendgewicht der Schlachttiere beträgt im Mittel ungefähr:

5 Zentner beim Rindvieh, 1 Zentner bei den Schafen, 2 Zentner bei den Schweinen; das Schlachtgewicht:

2,50 Zentner beim Rindvieh, 0,50 Zentner bei den Schafen, 1,60 Zentner bei den Schweinen.

*) Immer einschließlich der Kälber.

1873 ergaben danach:

die geschlachteten Rinder	rund 15 800 000 Zentner Fleisch,
1907:	rund 20 600 000 Zentner Fleisch,
die geschlachteten Schafe	rund 4 200 000 Zentner Fleisch,
1907:	rund 1 300 000 Zentner Fleisch,
die geschlachteten Schweine	rund 11 400 000 Zentner Fleisch,
1907:	rund 35 400 000 Zentner Fleisch.

Auf den Kopf der Bevölkerung entfielen:

1873 . an Rindfleisch	$38\frac{1}{10}$ Pfund,
1907 . " "	$33\frac{2}{10}$ "
1873 . " Schafffleisch	$10\frac{1}{4}$ "
1907 . " "	$2\frac{1}{10}$ "
1873 . " Schweinefleisch . .	$27\frac{5}{10}$ "
1907 . " "	$57\frac{1}{10}$ "

Diese überschläglichen Zahlen zeigen, wie sehr und wie immer mehr die Fleischversorgung Deutschlands auf der Schweinehaltung beruht; und sie lassen erkennen, daß, da in normalen Jahren bekanntlich nur etwa 5 Prozent des Fleischbedarfs aus dem Auslande eingeführt werden, die deutsche Landwirtschaft mittels der Schweinehaltung dem großen Mehrbedarf an Fleisch geschmeidig gefolgt ist — nicht nur entsprechend dem Anwachsen der Bevölkerungszahl, sondern auch entsprechend dem Mehranspruch auf den Kopf der Einwohner infolge

besserer Lebenshaltung (1873 pro Kopf 75⁷/₁₀ Pfund, 1907 pro Kopf 92⁴/₁₀ Pfund).

Wenn in normalen Zeiten ausreichend — um diesen Zustand zu sichern, ist das beste Mittel die kräftige Förderung der inneren Kolonisation —, aber in der Regel doch nicht Überfluß an Fleisch vorhanden ist, so ist es natürlich, daß im Gefolge von Fehlernten Knappheit an Fleisch und anziehende Preise eintreten, solange wir eine gesunde Landwirtschaft und deren Schutz vor Seuchenein- schleppung für das Vaterland für nützlich halten.

Nach der letzten an Heu, Stroh und Hackfrucht schlechten Ernte im Jahre 1911 hat aber die Fleischknappheit und Teuerung wesentlich länger angehalten, als die Futterknappheit; ja wir haben heute noch Preise, die im Verhältnis zu den im letzten Jahre geernteten Futtervorräten hoch erscheinen müssen. Woran liegt das?

Schlechte Futterernten und besonders schlechte Hackfruchternten sind nicht von gleichem Einfluß auf die Rindviehhaltung, wie auf die Schaf- und die Schweinehaltung. Verhältnismäßig am wenigsten werden davon die Schafbestände berührt. Die werden meist auf großen Gütern gehalten; und nur ausnahmsweise kann die Futtersnot vereinzelt so groß sein, daß es nicht möglich ist, die Herde der nötigenfalls sehr genügsamen Tiere durchzuhalten.

Wesentlich stärker wirkt mangelhafte Futterernte auf die Haltung des Rindviehs. Immerhin sind dessen Produzenten noch zu sehr hohem Prozentsatz die größeren Wirtschaften, die selten so stark Vieh halten, daß das Stroh dabei knapp wird, und die ihre Rinderbestände, wenn nicht mästen, so doch mit Rauhs- und Krautfutter erhalten können. Und auch der kleinere Landwirt vermindert die Zahl seiner Rinder erst, wenn er unbedingt muß. Dennoch tritt natürlich vorübergehend verstärkte Zufuhr zu den Schlachtviehmärkten ein — vorzeitiges Abstoßen eigentlich zum Mästen bestimmter Tiere — und darauf Knappheit — Überhalten bis zur neuen Futterernte.

Daß nach der Futtermisernte 1911 auch das Rindfleisch andauernd teuer blieb, ist auf das Zusammentreffen der schlechten Ernte mit den üblen Folgen der Maul- und Klauen-

seuche und in der Hauptsache auf die Knappheit an Schweinefleisch zurückzuführen.

Viel eingreifender als auf Schaf- und Rinderhaltung wirkt eine schlechte Futterernte auf die Schweinehaltung. Die liegt zumeist in den Händen der kleineren und kleinsten landwirtschaftlichen Betriebe, in denen der Kleinbauern, der Büdner, der Rätner, der Deputanten, der Instleute und sonstiger auf dem Lande Lebender Arbeiter. Und diese kleinsten Betriebe besonders sind zumeist ganz auf die Schweinehaltung und den Gewinn daraus zugeschnitten. Etwas Brotkorn, etwas Rauhfutter für die Ziege. Das Sommerkorn, die Kartoffeln besonders — sei es, daß sie als Lohn, sei es, daß sie auf dem kleinen Besitz oder Pachtacker geerntet — sind in der Hauptsache für die Schweine bestimmt. Kartoffeln sind für diese mit die Hauptnahrung. Schlägt die Ernte darin fehl, so müssen die genannten kleinsten Landwirte die Schweinehaltung aufgeben, die etwas größeren sie stark einschränken; und auch die mittleren Wirte finden dann oft größeren Nutzen im Verkauf teurerer Kartoffeln als in der Schweinemästung.

Dann kommen, wie im Winter 1911/12, unreife Schweine in Massen an den Markt und im Sommer darauf fängt die Knappheit an. Damit müssen wir uns abfinden: Mithernte bringt Teuerung.

Wie aber die Schweinehaltung überhaupt, so liegt auch die der Muttertiere zu sehr erheblichem Teile in den Händen der kleinen Betriebe. Gerade mit Ferkelzucht und Verkauf befaßten sich — besonders im Osten — gerne landwirtschaftliche Arbeiter, deren Einkommen oft nur insofern noch in Naturalien besteht, als ihnen ein Stück Land zum Bepflanzen mit Kartoffeln und zu deren Ab- erntung überwiesen wird. Von diesen Leuten und von kleinen selbständigen Wirten im Osten, für die der Grund zur Ferkelzucht zumeist in der Schwierigkeit liegt, die Milch anders angemessen zu verwerten, bezieht der Zwischenhandel in großen Mengen Ferkel und Läufer- schweine, die in großen Wirtschaften dann gemästet werden.

Geraten nun die Kartoffeln schlecht — so schlecht wie 1911 — so ist für solch einen Arbeiter die Möglichkeit, Schweine zu füttern,

meist ganz genommen, für etwas größere Betriebe stark eingeschränkt. Erntet der Arbeiter statt 160 Zentner Kartoffeln beispielsweise nur 90, so muß eine Zuchtsau fort; auch die zweite am liebsten. Denn die 30 Zentner, die für die Familie, die Ziege, die Hühner, zuweilen das Schlachtschwein, nicht gebraucht werden, lassen sich besser durch Verkauf von Götartoffeln, als durch Verfütterung verwerten. 30 Zentner à 2,50 Mark sind 75 Mark. Soviel ist an der Zuchtsau längst nicht zu verdienen; denn die Ferkel kosten ja kein Geld bei der Futterknappheit, nur Arbeit; sind überhaupt kaum loszuwerden. Also erstens teure Kartoffeln füttern, womöglich zukaufen, und dann die Ferkel halb verschenken: das wäre sehr undvorteilhaft. — Aus solchen Erwägungen schafft auch der kleine selbständige Landwirt aus seinem Schweinebestande oft zuerst die Zuchtsau fort, deren Fütterung für längere Zeit keinen Nutzen, sondern Kosten bringt.

Von größeren Viehverwertungsgenossenschaften kann man erfahren, wieviel gut brauchbare junge Mutterfauen im Herbst 1911 abgeschafft worden sind. Die Zahlen der großen Schlachtviehmärkte geben kein richtiges Bild; die schweren Sauen kommen nur zum Teil dorthin. Die behalten gern die Fleischer in der Abgabegend. „Man schätzt mich in der Steuer nach der Zahl der Tiere, die ich schlachte,“ meinte einer, „da komme ich besser weg, wenn die Schweinchen 4 anstatt 2 Zentner wiegen“.

War durchschnittlich etwa der Oktober 1911 der Termin, zu dem die Sauen von seiten kleinerer Landwirte wegen Futtermangels zum Teil abgeschafft wurden — manche früher, manche später —, so wurden von ihren Besitzern vielleicht im Mai 1912, als die Hoffnung auf bessere Zeit erwachte, Ferkel gekauft. Aber gewiß nur ein Teil der Leute tat es in der Absicht, die Ferkelzucht wieder aufzunehmen; sie ist mühsam und hat zuletzt Verlust gebracht. Jedenfalls gab es bei denen, die damit wieder anfangen — Winterferkel kränkeln — zumeist Frühjahr 1913 erst wieder Ferkel; wenig, weil von Erstlingsfauen. Wie knapp sie waren und noch sind, zeigen die Preise; unter 20 Mark wurde aus der ersten Hand das sechs Wochen alte Tier

bis vor kurzem nicht verkauft; muntere, gesunde Achtwochenferkel bringen wohl heute noch gut 30 Mark. Viele Landwirte stellen bei solchen Preisen Schweine zur Mast nicht ein.

Danach ist anzunehmen, daß die Schlachtschweine noch teuer sein werden, wenn die jetzigen Ferkel als solche heran sind, November, Dezember 1913.

Also im Winter 1913/14 hohe Fleischpreise als Nachwirkung der Futtermiserie 1911.

Die Viehzählung in Preußen am 1. Dezember 1911 ergab rund 17 250 000 Schweine, die vom 2. Dezember 1912 deren 15 450 000; also 1 800 000 weniger als im Vorjahr, d. h. 10½ Prozent. Die sind im wesentlichen daran schuld, daß die Preise so hohe wurden.

Rechnet man durchschnittlich im Jahr von jedem Muttertier zwölf Ferkel und nimmt man das Durchschnittsalter der Schweine auf zwölf Monate an, so ergibt sich, daß das Fehlen von 150 000 Sauen das Weniger von 1 800 000 Schweinen verursacht hat. Wahrscheinlich, daß die Zahl nicht genau stimmt; es mögen auch 140 000 oder 160 000 fehlende Sauen daran schuld sein. Andere Gründe aber liegen meines Erachtens nicht vor; denn die Abschaffung der unreifen Schweine infolge Futtermangels von 1911 her hatte für Dezember 1912 keinen Einfluß mehr.

Wir scheint nun diese Zahl von 150 000 Sauen — auf jede Provinz kommen 12 500, auf jeden Kreis vielleicht 300 — nicht groß im Vergleich zu der Wirkung, die ihr Fehlen gehabt hat: Anhalten der Fleischsteuerung und Knappheit weit über die Zeit der Futterknappheit hinaus. Allenfalls zwei bis drei Monate pausieren hätten die braven Tiere sollen in ihrer Zweckbeschäftigung, Ferkel zur Welt zu bringen; anstatt dessen wurden sie tot gemacht. Denen, die sie abgeschafft haben, war das nicht zu verdenken; so um 4 Millionen Mark hätte das Überhalten der 150 000 Tiere Arbeiter und kleinste Landwirte zunächst wohl getostet, weil sie die Nahrung hätten kaufen müssen und von „nebenher mit durchfüttern“ in so kleinen Betrieben keine Rede sein kann. Es müßten sich aber wohl Maßnahmen durchführen lassen, durch die erreicht

wird, daß nach neuem Futtermißwuchs Mutter-schweine zur rechtzeitigen Produktion von Ferkeln, um die leeren Ställe wieder zu füllen, nicht fehlen.

Das zunächst Notwendige beim Bevorstehen einer schlechten Futterernte wäre meines Erachtens rechtzeitige Feststellung und Kontrolle der Mutter Schweinbestände; Anmeldung jeder Abschaffung von Muttertieren in dieser Zeit.

Sodann dringende Mahnung an alle Landwirte, die Mutter Schweine nicht abzuschaffen, und an die größeren die Forderung sogar, im Winter nach der Mißernte Jungschweine belegen zu lassen; die Kosten, die das Überhalten von Mutter Schweinen verursacht, werden durch die guten Preise, die nach Aufhören der Futterknappheit gezahlt werden, reichlich aufgewogen. Man würde der städtischen Bevölkerung die Forderung nach Öffnung der Grenzen bei Fleischsteuerung nicht verdenken können, wenn die Landwirtschaft nicht alles täte, was nötig und zweckmäßig und ohne große Opfer möglich erscheint, um andauernder Fleischknappheit vorzubeugen. Ich glaube, es wäre nach der Ernte 1911 zu so starker Verminderung der Schweinebestände nicht gekommen, wenn die Landwirtschaft sich klar gemacht hätte, was das rückfichtlich der Folgen sorglose Abschaffen der Mutter Schweine auf sich hat.

Wird aber die Mißernte wieder einmal sehr groß, so daß die Landwirtschaft allein die Forderung, die Zahl der Mutter Schweine nicht zu verringern, nicht erfüllen kann, dann verursacht es nicht unerschwingliche Kosten, wenn der Staat im Dezember—Januar soviel Sauen und zu belegende Jungschweine kauft, als seit der Fehlernte Mutter Schweine abgeschafft worden sind; sagen wir wieder 150 000.

Ställe dafür kosten 15 Millionen Mark. Die Schweine sind im Winter noch sehr billig. Die Kosten für sie und für das Futter (höchstens 6 Monate) werden durch den Verkauf im Frühjahr und im Sommer reichlich herausgeschlagen. Bleiben verloren die Zinsen der 15 Millionen und die jährlichen Unterhaltungskosten für die Ställe. Die würden die Steuerzahler wohl tragen, die das Fehlen von 1 800 000 Schweinen jeden Monat mit

mindestens 30 Millionen Mark bezahlen und daneben sich in der Fleischmahrung Beschränkungen auferlegen müssen.

Zur Vollständigkeit unserer Müstung gehört die Sicherung ausreichender Fleischversorgung für den Fall eines Feldzuges.

Pittsch in Frankfurt a. O.

Das Erbrecht des Reiches. Die Regierungsvorlage über das Erbrecht des Staates ist in der Budgetkommission des Reichstages mit einigen Abänderungen, von denen noch die Rede sein wird, angenommen. — Auch das preußische Herrenhaus hat sich mit der Frage beschäftigt. Geheimrat Adolf Wagner, bekanntlich einer der Mitunterzeichner des in den Grenzboten veröffentlichten Aufrufes für das Erbrecht des Reiches, führte zugunsten der Vorlage folgendes aus:

Auch die Gestaltung des Erbrechts muß der modernen Entwicklung des Lebens folgen. Ist es zu rechtfertigen, daß wir neben unserer eigenen Persönlichkeit immer nur die Familie als berücksichtigungswert hinstellen? Nein, weder der einzelne, noch die blutsverwandte Familie kommt allein in Betracht. Die weiteren Kreise des Volkes kommen ebenfalls in Betracht und diese sind im Staat vereint. Gerade vom geschichtlichen Standpunkt aus muß die Veränderung unserer gesamten Lebensverhältnisse auch in der Gestaltung des Erbrechts zum Ausdruck gelangen. Der verwandtschaftliche Zusammenhang ist heute nicht mehr derselbe, wie in vergangener Zeit. Die Verpflichtungen, die dem weiteren Verband der Familie oblagen, sind verschwunden. Sie sind längst auf den größeren Verband, den des Staates, übergegangen. Aus diesen Gründen hat sich die Ansicht gebildet und weite Verbreitung gefunden, es müsse ein staatliches Erbrecht an die Stelle der Erbansprüche der entfernten Verwandten treten, die kein moralisches Recht mehr auf die Erbschaft haben. Mit gutem Grunde werden sie als testamentlose Erben ausgeschaltet und durch den Staatsverband ersetzt, dem wir für unsere wirtschaftliche und sittliche Entwicklung so viel verdanken. „Das ist durchaus keine radikale Forderung, sondern eine naturgemäße Weiterentwicklung des Rechts.“ B.

Kunst

Eine nationale Porträtgalerie. Ein Plan, der fast so alt ist wie das Deutsche Reich, ist jetzt endlich zur Ausführung gelangt. Bereits 1872 und im folgenden Jahre forderte Kaiser Wilhelm der Erste zu wiederholten Malen den Kultusminister auf, Vorbereitungen zu treffen zur Einrichtung einer Bildnissgalerie, „um der Nation ihre großen Männer und deren Wirksamkeit gegenwärtig zu erhalten. Seine Majestät beklagte, daß z. B. von Stein, Hardenberg, Humboldt sich nirgends Porträts fänden.“ Ein Gutachten über eine solche Sammlung arbeitete im Auftrage des Ministers Leopold von Ranke aus. Eigene Räume in der gerade damals im Bau befindlichen Nationalgalerie sollten zur Aufnahme und wirkungsvollen Gruppierung der Bildnisse geschaffen werden. Da jedoch die einzigen hierfür geeigneten Säle schon für die Cornelius'schen Kartons vorausbestimmt waren und andere Räumlichkeiten nicht zur Verfügung standen, geriet die ganze Angelegenheit ins Stocken, und zwar so gründlich, daß man nicht einmal daran dachte, das Wichtigste — die Bilder selbst — anzukaufen. Damit begann man erst, als im Jahre 1878 der Kronprinz Friedrich Wilhelm als Protektor der königlichen Kunstsammlungen die dringende Mahnung aussprach, endlich den wirklichen und sichtbaren Anfang zur Realisierung eines Planes zu machen, der ihm sehr am Herzen liege, und den er vor einer Verschleppung und Versäumnis zu bewahren wünsche, die in späteren Jahren vielleicht nicht wieder gutzumachen wäre. Man kaufte und bestellte nun zwar eine Reihe von Porträts hervorragender Männer der Diplomatie, des Militärs, der Künste, der Wissenschaften, der Technik; aber da man die Kunstwerke nicht zusammenhängend gruppieren konnte, verfehlten sie den Zweck, dem sie dienen sollten. Sie vergrößerten lediglich den Bestand der Nationalgalerie. Zimmerhin war doch ein Grundstock vorhanden, auf dem man hätte weiterbauen können. Aber schon nach diesen ersten Schritte blieb man wieder im Sande stecken. Dreißig Jahre lang geschah — außer gelegentlichen Erweiterungen von Porträts — in der Sache nichts, bis 1907 der General-

direktor Bode dem Abgeordnetenhaus ein Programm über die Entwicklung der königlichen Museen und die Entlastung einzelner Abteilungen vorlegte. Darin war auch auf den alten, fast vergessenen Plan zurückgegriffen. Direktor Justi machte 1910 dem Kultusminister den Vorschlag, die Porträts bedeutender Persönlichkeiten aus der Nationalgalerie auszuscheiden und in der Schinkelschen Bauakademie zu einer Bildnissammlung zu vereinigen. Der Antrag fand die Zustimmung der maßgebenden Instanzen. Somit war die Platzfrage befriedigend gelöst. Vom Landtage, wo man die Vorlage verständnisvoll begrüßte, wurden die zur Einrichtung der neuen Galerie geforderten Mittel bewilligt, so daß die „Bildnissammlung der königlichen Nationalgalerie“ zum Regierungsjubiläum des Kaisers eröffnet werden konnte.

Freilich — das sei gleich vorneweg betont —, was uns jetzt geboten wird, das „darf durchaus nur als Anfang betrachtet werden, als Versprechen“. In diesem Sinne will es Justi auch ausdrücklich aufgefaßt wissen. „Nach dem Interesse jedoch, das Seine Majestät der Kaiser und König, die königliche Staatsregierung und der Landtag der Monarchie für den Plan der Bildnissammlung bewiesen haben, steht zu hoffen, daß im Laufe der nächsten Jahre weitere Räume sowie Mittel zum gleichartigen Ausbau der Sammlung bereitgestellt werden.“ Diesem Wunsche kann man sich nur nachdrücklich anschließen. Auch durch private Stiftungen wird die Galerie gewiß manche Bereicherung erfahren; darf doch jede Familie stolz darauf sein, wenn das Bild eines ihrer Angehörigen in diese Galerie aufgenommen wird.

Schon in ihrer jetzigen Verfassung macht die Sammlung beim ersten flüchtigen Rundgang einen durchaus erfreulichen und verheißungsvollen Eindruck, der sich bei eindringenderem Betrachten noch steigert. Mit feinem Empfinden und entschiedenem Erfolg hat Justi das vorhandene, sehr ungleichartige Material in den wenigen, beschränkten Räumen verteilt. Die Aufgabe, für die einzelnen Gruppen den geeigneten dekorativen Rahmen zu schaffen, hat der Architekt der königlichen Museen, Bauinspektor Wille, reizvoll und diskret gelöst.

Der „Führer“ ist ein kleines Kunstwerk für sich, sowohl dem Inhalte als auch der drucktechnischen Ausstattung nach. (Verlag von Bruno Cassirer in Berlin, Druck von Otto von Holtten.) Prof. Hans Mackowski, der die Galerie zu leiten berufen ist, hat sich nicht mit der trockenen Aufzählung der Kunstwerke begnügt; er hat vielmehr jede der im Bilde dargestellten Persönlichkeiten, ihre Wirksamkeit und ihre Bedeutung für die deutsche Geschichte, das deutsche Geistes- oder Wirtschaftsleben kurz charakterisiert, häufig durch glücklich gewählte Zitate. So ist das Museum unter den günstigsten Auspizien als eine neue Quelle der Belehrung und Erhebung dem Volke zugänglich gemacht worden.

Den Besucher begrüßt am Eingange die überlebensgroße Figur des Alten Fritz, ein vergoldeter Gipsabguß nach dem im Ständehaus zu Stettin befindlichen Marmororiginal von Schadow. Das erste Kabinett beherbergt Bildnisse von Mitgliedern des Königshauses: Abgüsse der Schadowschen Büsten Friedrich Wilhelms des Dritten und der Königin Luise, die Marmorbüsten des ersten Kaisers (von Joseph von Kopf) und seiner Gemahlin (von Bernhard Römer), ferner das von Max Koner 1890 gemalte Bild des regierenden Kaisers, das in der Erfassung des geistigen Wesens Wilhelms des Zweiten als das ähnlichste gilt. Es folgen im nächsten Raum neun berühmte Gelehrte: Helmholz, Mommsen, Zeller, Neumann, Curtius, Lepsius, Droysen, Weber, Hanke. Daran schließen sich Generale aus den Feldzügen von 1866 und 1870. Im vierten Zimmer sind Zeichnungen und Büsten von Gelehrten, Dichtern, Staatsmännern, Technikern im bunten Wechsel zur Schau gebracht, darunter Werner von Siemens, ein Meisterwerk Adolf Hildebrands, vier Aquarelle Menzels und die glänzende Kohlezeichnung Stauffer-Berns, Conrad Ferdinand Meyer darstellend. Künstler aus der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sind im Raum V gruppiert. Darunter befindet sich als einzige Ausländerin die herrliche Sängerin Jenny Lind; ihre Bedeutung für das künstlerische Leben in Berlin, der Sturm der Begeisterung und Verehrung, den sie in ganz Deutschland entfachte, rechtfertigt sicherlich ihre Aufnahme in die Galerie. Die zwei nächsten Säle re-

präsentieren die Zeit der Romantik und das Zeitalter Goethes. Diese Gruppierungen sind bedingt durch die rein äußerliche Scheidung in Zeichnungen und Gemälde. Trotz des ziemlich starken Bestandes von fünfundsüßzig Bildnissen empfindet man in diesen Gruppen das Fehlen vieler bedeutender Deutscher besonders stark. Glück, Wagner, Liszt und Hans von Bülow sind in der Galerie vertreten, aber Beethoven, Haydn, Bach, Mozart suchen wir noch vergebens. Mit Vergnügen gewahren wir die köstliche Goethebüste Klauers, auch Lessing, Tieck, Fontane, Heibel, Heine und andere, selbst der alte Hans Sachs fehlen nicht; aber die großen Weimaraner Wieland, Herder, Schiller und so manche andere am deutschen Dichterkimmel strahlende Sterne erster und zweiter Größe vermissen wir noch. Und wie vor vierzig Jahren, so ist es auch heute noch zu beklagen, daß Porträts von Stein, Hardenberg, Humboldt nicht zu finden sind.

Ein letzter Saal enthält Bildnisse aus dem langen Zeitraum von der Reformation bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts; die hier ausgestellten Porträts sind Leihgaben aus der Gemädegalerie und dem Kupferstichkabinett.

Heinz Umelung in Berlin-Wilmersdorf

Tagesfragen

Der Breslauer „Skandal“. Die Angelegenheit des abgebrochenen Hauptmannschen Festspiels schlägt immer weitere Kreise; sie ist zu einer politischen Frage geworden. Das Hineinziehen der Parteipolitik ist von linksliberaler Seite geschehen. Die Proteste kommen u. a. von Kriegervereinen und Katholiken; beide widerlegen sich natürlich nicht aus künstlerischen Gründen, sondern die einen aus nationalen, die anderen aus religiösen. Beider Gründe sind gut! Mit Parteipolitik hatte das Hauptmann-Festspiel im Grunde gar nichts zu tun; die kam erst hinein, als von linksliberaler Seite entdeckt wurde, daß hier wieder einmal eine Gelegenheit sei, „die Geistesfreiheit“ zu reklamieren.

Man ließ das teils durch eine frühere Sozialistin besorgen, die besonders als solche ja hervorragend geeignet ist zur Beurteilung nationaler und religiöser Beschwerden,

und dann durch einen Dichter, Herrn Hardt, der allen denen, die anderer Meinung sind als er, kurzerhand bestritt, daß sie „auch nur ein Blatt unserer Geschichte verstanden hätten“. Nun wollen wir unsererseits an dem Verstand dieser Herrschaften nicht zweifeln, aber Geschichte wird nicht mit dem Verstand allein erfafst, sondern auch mit dem Herzen. Gewiß genügt es für ein gutes Theaterstück noch nicht, eine gute Gesinnung zu haben; umgekehrt aber ist ein nationales Festspiel ohne die Möglichkeit, in wirklich breiten Kreisen einen Widerhall des nationalen Gefühls zu wecken, ein Unding. Und wenn man gegen das Hauptmannsche Festspiel einwenden kann und einwenden muß, daß es sich gründlich im Tone vergreift, daß es Taktlosigkeiten enthält, die von vornherein gewisse Kreise des Volkes abstoßen mußten, so ist es gerichtet. Ein Festspiel ist keine Vorlesung; es soll erbauen, emporreißen! Es ist auch nicht für einen kleinen Kreis literarisch und nur literarisch Interessierter bestimmt, sondern für große Massen. Diese Grundforderungen sind in Hauptmanns Werk unberücksichtigt geblieben. Schweigen wir von den großen allgemein künstlerischen Schwächen des Werkes und seinen kleinen künstlerischen Vorzügen, prüfen wir die Gesinnung des Festspieles und seine allgemeinste Form.

Schlagen wir das Buch auf, das im Verlage S. Fischer, Berlin, erschienen ist, so finden wir ein mehrere Seiten langes Vorspiel auf dem Theater nach sehr berühmten Mustern, ein Zwiegespräch zwischen dem Direktor — eines Puppenspieles! — und seinem Helfer. Will die Masse, wollen wir bei solcher Gelegenheit so sehr an das Theater erinnert werden? Wir finden es geschmacklos, wenn die Haupthelden des Jahres 1813 hier im Theaterjargon und ironisch als Akteure bezeichnet werden, die damals ihre Rolle gespielt haben. Gerade damals haben die Leute weniger als sonst im Leben Komödie gespielt! Dazu war der Ernst des Jahres 1813 zu groß. Wohl interessierte es im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhundert einige Literaten, die alte Marionettenbühne zu erneuern, aber war dies hier eine Gelegenheit dazu? Hauptmann hat sich also von vornherein so schlimm, wie nur möglich, in

Maßstabe vergriffen. Das Werk ist in seiner Gesamtform, in seinem Puppenspielcharakter, dem der Ablauf wirklich entspricht, der Masse des Volkes überhaupt nicht verständlich. Und wenn am Schluß nach großen wehevollen Reden Athene = Deutschlands der Direktor zu Blücher sagt:

„Marsch marsch in die Holzwolke, die
Hobelspäne, das Seegrass.

Du bist ein Püppchen meines Personals,
Der Schatten eines toten Generals,“

so schmeckt das vielleicht kaltherzigen Literaten, aber sonst niemandem. Und mit wieviel Literatur, mit wieviel fremden Literaturen ist das Buch vollgestopft. Man braucht kein Gegner jedes Fremdwortes zu sein, aber eine Häufung von solchen, wie in diesem nationalen Festspiel, wird einem kaum vorgekommen sein. Was sollen die Leute damit?

Und der Inhalt: Gewiß ist es töricht, wenn Anstoß genommen worden ist an den Worten Napoleons über Schill und seine Offiziere; Napoleon mußte doch dargestellt werden und konnte sich dann nicht anders äußern (redete Napoleon sonst nur in diesem Festspiel überall napoleonisch!) Es ist auch töricht, wenn von anderer Seite beanstandet wurde, daß erwähnt wird, wie der Papst nach Paris gekommen sei, um Napoleon zu krönen, weil dieser es nicht der Mühe für wert hielt, deshalb nach Rom zu gehen. Aber es ist nicht töricht, wenn man sich von Versen abgestoßen fühlt wie von den folgenden des Direktors, der eine Art Herrgott darstellen soll, über Napoleon:

„Er brachte die ganze Welt ins Gedränge,
Und schließlich kam ich selbst in Gefahr,
obgleich ich doch sein Direktor war.

Da setzte ich ihn auf die schwarze Liste
und warf ihn zurück in die Puppentiste.
Es tat mir leid, doch es mußte geschehn,
sollte die Firma nicht untergehn.“

Wer empfindet das nicht frivol in der Erinnerung an das Jahr 1813, in dem auch die religiöse Erhebung keine kleine Rolle spielte? Daß der Herrgott gerade damals „lächelnd hinter seiner Wand saß und die Fäden in seiner Hand hielt“, wird nicht als eine angemessene Vorstellung erscheinen. Das Lachen konnte damals, so meinen wir Menschen, selbst einem Gott vergehen. Wenn es dann

mit Bezug auf die folgende gesamte Aktion der Puppen heißt:

„Sie erscheinen steif, doch sind sie beweglich

und ganz unfählich unverträglich,“

so werden die meisten von uns wieder für diese Sorte Humor keinen Sinn haben. Und eben nach dem Kriege 1813 durfte die Athene-Deutschland den Krieg nicht den „nackten Mord und eine Missetat“ nennen. Und weiter: gerade in Breslau, in der so stark katholischen Provinz Schlesien, die doch 1813 eine hervorragende Rolle spielte, durfte in einem Festspiel, das für das ganze Volk gelten sollte, nicht Friedrich der Große fast nur dazu auftreten, um den Katholiken Grobheiten zu sagen. Er wird aufgefordert, den deutschen Nar zu befreien, und antwortet mit dem ganz abliegenden Gedanken:

„Hab' ich Deutschland nicht gelehrt,

wie man stolz sich selber ehrt?

Wie man seinen eignen Geist

aus dem Pflanzenschlase reißt?

Wie man's macht, um unter Kutten

nicht zum Halbtier zu verbitten?

Wie man mit dem bloßen Schwert

den Gewissensknechtern wehrt?

Hätt ich Deutschland nicht gewedt,

wäre dieser längst verreckt!

(Er berührt den Adler mit dem Krückstock.)

Und die römischen Prälaten

hätten ihn am Spieß gebraten.

Und ihr sänget jetzt, auf Ehre,

statt zu eures Königs Ruhm:

miserere! miserere!“

Was hat das hier zu tun? Und warum muß der große König hier in dem Moment, wo es gegen Frankreich geht, in einer ganz übertrieben französelnden Weise deutsch radebrechen, als wäre er kein geborener Deutscher gewesen und könnte nicht das *H* in dem Worte „Haben“ aussprechen! Daß Friedrich Wilhelm der Dritte sodann nicht der Held der Bewegung war, wissen wir, aber der Ausruf „An mein Volk“ ist doch erschienen und hat gewirkt — kein Wort davon hören wir hier, wo selbst Ludwig der Sechzehnte, der schon zwanzig Jahre vorher hingerichtet war, eine ganze Reihe wohlwollender Verse für sein mutiges Sterben bekommt, das mit dem Märtyrertod Jesu verglichen wird.

Der Geist, der in dem allen waltet, ist uns fatal bekannt. Wenn am Schluß nach dem Frieden ein großer Zug erscheint von allerlei Kulturträgern, so kommen zuletzt „auch einige Herrscher, die sich um die echte Kultur ihrer Völker verdient gemacht haben“. Und der Dichter dieses Werkes und seine jetzigen unentwegten Freunde wollen über Parteigeist klagen? Wir anderen sehen in dem Festspiel ein Erzeugnis jenes unpolitischen Ideologentums, das so naiv ist zu glauben, daß auf politischem Gebiete eine Weltanschauung, wie etwa die des Berliner Tageblatts, die freihheitliche und moderne Weltanschauung überhaupt bedeute. Daß Blätter dieser Art jetzt einen Skandal aus der Angelegenheit machen wollen, das ist ein Kulturstandal für uns Deutsche.

* *



Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.

Verantwortlich: der Herausgeber George Kleinow in Berlin-Schöneberg. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Friedenau, Hedwigstr. 1a.

Fernsprecher der Schriftleitung: Amt Umland 8690, des Verlags: Amt Bülow 6510.

Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW. 11.

Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW. 11, Dessauer Straße 86/87.